III.
Leibniztag

Festveranstaltung
am 28. Juni 2003
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Begrüßungsansprache des Präsidenten der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Dieter Simon

Meine Damen und Herren!
Namens der Mitglieder und der Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften begrüße ich Sie herzlich zum diesjährigen Leibniztag der Akademie.
Von Zeit zu Zeit steigt aus den schöpferischen Abgründen des deutschen Volksgeistes ein Neues Wort empor, das alle, die es hören, mit Interesse zur Kenntnis nehmen. Die Feineren vernehmen es mit Kopfschütteln und Abscheu, die Gröberen ahmen es nach und freuen sich des neuen Besitzes. Und da sich die Gröberen naturgemäß in der Mehrzahl befinden, breitet es sich seuchenartig aus.
Ein solch neues Wort ist der Ausdruck „Alleinstellungsmerkmal". Es stammt aus der Sprache der Evaluierer, die seit einigen Jahren das Land überziehen, um Sparmaßnahmen zu erzwingen; vielleicht auch aus der Sprache ihrer Opfer. Die Evaluierer suchen die „Alleinstellungsmerkmale" und die Opfer behaupten ihr Vorhandensein.
Auch in einer Begrüßungsrede kann das „Alleinstellungsmerkmal" in Zukunft seinen legitimen Platz finden. Nämlich dann, wenn der forschende Blick des Redners auf der Suche nach den Subjekten protokollarischer Pflichtbegrüßung nur ein einziges Mal fündig wird.
In dieser schönen Lage befinde ich mich heute: Ich begrüße Frau Professor Johanna Wanka, Ministerin des Landes Brandenburg für Wissenschaft, Forschung und Kultur.
Sicher, ein „Alleinstellungsmerkmal" tragen auch die sogenannten 17 Hippies, die manchmal auch mehr oder weniger sind. Doch egal wie viele erscheinen: nach der Frankfurter Allgemeinen Zeitung sind sie in jedem Fall „die einzigartige Berliner Folk-Rock-Bigband", die auch im Ausland „als der angesagteste Kulturexport aus Deutschland" gelte. Ich vermute, wir werden unsere Freude an diesem unkonventionellen Orchester haben.
Aber – um die Scheußlichkeit ein letztes Mal zu zitieren: natürlich gilt bei richtiger, individueller Betrachtung die „Alleinstellung" auch für alle anderen, die heute auf der Bühne stehen oder unten im Saal sitzen. Jedenfalls sind Sie uns alle in gleicher Weise willkommen. – Damit kann ich mich der Einführung unserer Festrednerin *Jutta Limbach* zuwenden:

Eine prominente Rednerin oder einen prominenten Redner vorstellen zu dürfen, ist immer eine Ehre. In der Regel bereitet man sich damit auch ein Vergnügen, das über die in der Ehre begründete Befriedigung hinausreicht. Denn bei der Vorbereitung der Einführung hat man Gelegenheit zu einer stummen, aber intensiven Zwiesprache mit einer dem Begrüßenden doch nur in den seltensten Fällen näher bekannten oder vielleicht sogar vertrauten Person.
Die stille Beziehung beginnt damit, daß man das meist irgendwoher leicht zu beschaffende Curriculum vitae zur Hand nimmt und sich zumindest des Alters, der Karriere und der Auszeichnungen des Festtagsmenschen versichert.
Dann wühlt man sich durch die Berichte, die die Medien in jenen Jahren produziert haben, als sie allmählich auf den stetigen Aufstieg des prominenten Lebewesens aufmerksam wurden. Da diese Spezies von Berichterstattern aus Zeitnot, mangelnder Sprachkompetenz und Einfallslosigkeit darauf angewiesen ist, rücksichtslos voneinander abzuschreiben, bekommt man sehr schnell ein relativ dichtes mediales Puzzle geliefert, bei dem die Teilchen weitgehend identisch sind und sich mühelos zu verschieden großen Bildern zusammensetzen lassen.
Anschließend ist noch die Publikationsliste zu sichten, um nach kleineren, vielleicht auch für den Fachfremden irgendwie faßlichen Artikeln zu suchen, die man ohne größeren Aufwand studieren kann, um sich dergestalt einen belastbaren Eindruck vom wissenschaftlichen Format des Ehrengastes zu bilden. Größere Werke kann man auslassen. Denn einerseits sind diese über Rezensionen leicht zu erschließen. Andererseits darf man, ohne sich unangebrachter Respektlosigkeit schuldig zu machen, behaupten, daß auch unter den gepriesenen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen sich kaum jemand befinden dürfte, der – wenn überhaupt auf einen – auf mehr als zwei bis drei neue Gedanken im Laufe seines Lebens gestoßen ist. Da diese sich demnach in den meist zahlreichen Publikationen zwangsläufig wiederholen müssen, kann man hoffen, über wenige, gut ausgewählte Miszellen das erwünschte Ergebnis zu erreichen.
Naturgemäß fehlen aber selbst in den konsultierten Interviews sowohl wirklich negative als auch echt persönliche Partikel. Gelegentlich, wenn auch selten, soll es allerdings vorkommen, daß einem das Vergnügen an dieser wortlosen Kommunikation dadurch erheblich geschmälert wird, daß sich über den prominenten Gast nur wenige oder überhaupt keine brauchbaren Nachrichten, Berichte und Schriften beschaffen lassen. In diesem Fall steht zweifellos die Person des Begrüßers und Einladers selbst auf dem Prüfstand, denn er wird sich fragen lassen müssen, auf welche Ahnungen er seine Überzeugung von der Prominenz der jeweils Eingeladenen gestützt hat.
Bei Jutta Limbach war derlei nicht zu befürchten. Dem befriedigend dicken Konvolut konnte ich folgendes entnehmen:

Berlinerin und Juristin. Etwa im Alter des Begrüßers, das heißt von allerlei Erfahrungen innerhalb und außerhalb der Institutionen zerfurcht und gesättigt. Sozialdemokratin aus sozialdemokratischer Familie mit bewährtem aufmüpfigen Hintergrund. Bewußte und selbstbewußte Frau. Feministisch engagiert und selbstverständliche Mutter – indolent gegen alle diesbezügliche Pseudoironie. Anders als die meisten jungen Juristen hat sie offenbar von Anfang an Politik und Recht als enge Verwandte gesehen, ohne jedoch beides miteinander zu verwechseln.

Ihre ersten wissenschaftlichen Arbeiten zeigen uns zweierlei: Die Dissertation mit dem Titel „Theorie und Wirklichkeit der GmbH" deutet an, daß hier jemand ans Werk geht, der bereits gelernt hat, law in the book und law in action voneinander zu unterscheiden – mit anderen Worten eine Wissenschaftlerin, die Rechtsdogmatik und Rechtssoziologie nicht als zwei berührungslose Planeten, sondern als zwei Seiten derselben Medaille betrachtet.

Die 1971 abgeschlossene Habilitation bringt diesen Sachverhalt nicht weniger deutlich zur Sprache und greift im Titel „Das gesellschaftliche Handeln, Denken und Wissen im Richterspruch" schon bemerkenswert weit voraus auf jene Position, die ihr zu dieser Zeit allenfalls als ferne Vision einer verantwortungsbereiten Juristin vorgeschwebt haben wird – auf das Richteramt.

Die Tätigkeit des Richters, Entscheidung und Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse in sittlicher und politischer Verantwortung – diese Lage hat sie offenbar schon am Vorabend ihres 1972 erworbenen Professorats in der Juristischen Fakultät der Freien Universität fasziniert.

Im Gedächtnis der Rechtsgeschichte wird ihre Besetzung unserer höchsten Richterstelle, nämlich als Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts von 1994 bis 2002, ohnehin sowohl dieses Professorat als auch ihre fünfjährige Amtszeit als Senatorin für Justiz des Landes Berlin überstrahlen. Nicht weil diese Positionen bedeutungslos oder ihre Leistungen ohne öffentliches Echo geblieben wären. Das Gegenteil war der Fall. Auch nicht, weil das protokollgemäß fünfthöchste Amt im Staate gegenüber den anderen Berufen als absolut überlegen angesehen werden müßte, oder weil sie – was zweifellos nicht ohne Bedeutung war – die erste Frau in dieser Stellung gewesen ist. Sondern deshalb, weil in diesem Amt die Grundwerte eines politischen Gemeinwesens diskursiv zu bestimmen sind und weil durch die juristische Interpretation der politischen Verfassung um die rechte Lage des Staates gerungen wird.

Das ist der Alltag des Verfassungsgerichts und beschreibt zugleich die äußerste Herausforderung und die äußerste Auszeichnung, die einem politisch bewußten Juristen begegnen kann. Daneben ist es schon eher marginal, daß in ihre Zeit eine Reihe von Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts fielen, die die Republik erschüttert haben.

Für eine Präsidentin ist es nur von geringer Bedeutung, daß diese Urteile, wie etwa der Kruzifix-Beschluß, die Sitzblockaden oder das „Soldaten sind Mörder"-Urteil, vom Ersten Senat zu verantworten waren, dem sie nicht angehörte. Es spielt auch keine Rolle, daß stets die völlige Gleichheit der Bundesverfassungsrichter untereinander hochgehalten wird und daß dem Präsidenten dieses Gerichts, wie Gerd Roellecke einmal formuliert hat, funktional lediglich die Rolle eines Klassensprechers und nicht die eines Kommandanten zukommt. Auch der Klassensprecher steht für die Klasse und wird für sie verantwortlich gemacht, und es bedarf schon eines ganz erheblichen Maßes an Gleichmut, diplomatischem Geschick und liebenswürdiger Standfestigkeit, um ein solches Amt bis zum Ende und mit zunehmender öffentlicher Akzeptanz ausfüllen zu können.
Eine déformation professionelle hat sie dabei gleichwohl nicht erlitten. Richter müssen sich beherrschen. Ihre Hauptrolle ist der oder die Unparteiische. Ihr Mienenspiel darf nicht verraten, was sie empfinden. Ein Richter, der seufzt oder grinst, wird zu Recht als befangen abgelehnt. Er muß, wie Frau Limbach bei der großen Asylentscheidung ihres Gerichts, in der Lage sein, stundenlang als Senatsvorsitzender ein Urteil zu verkünden, das er als Richter in allen wesentlichen Punkten ablehnt und abgelehnt hat. Diese Mimik des Unbeteiligtseins, das Korsett der Neutralität, kann sich ins Herz fressen und den Rollenträger infizieren, so daß sein Fleisch am Ende nur noch mumifizierte Gefühle enthält. Ich erinnere schreckliche, statiöse Gestalten, die man nur noch in extremen Momenten lebendig sieht.
Davon ist Jutta Limbach absolut nichts zugestoßen. Vielleicht weil sie täglich eine abhärtende, kräftige Prise Belletristik zu sich nimmt. Sie ist wirklich geblieben. Kämpferisch und treu ihrer unbeirrbar aufklärerischen Grundhaltung. Sie achtet auf Recht, Staat und Politik mit derselben sanften, sprachmächtigen und nachdrücklichen Aufmerksamkeit wie alle Jahre zuvor.
Seit sie dem Goethe-Institut und der 2001 damit fusionierten Parallelorganisation Inter Nationes präsidiert, ist die Sorge um die auswärtige Kulturpolitik und die deutsche Sprache im Ausland hinzugekommen. Bei ihr wissen wir diese Sorge in guten Händen.
Für die deutsche Sprache im eigenen Land müßten wir hingegen selber sorgen, was unter Verwechslung von Anbiederung mit Stolz und in vorauseilendem Gehorsam gegenüber künftiger Fremdbestimmung leider immer weniger geschieht. – Auch ein Verrat der Intellektuellen. Über diese werden wir jetzt noch mehr hören.
Frau Limbach, Sie haben das Wort.

Die Intellektuellen und die Macht

Festvortrag von Jutta Limbach

Das Verhältnis der Intellektuellen zur Macht ist ein Unverhältnis, ein Mißverhältnis oder ein prekäres Wechselverhältnis je nach dem, in welcher Art politischen Systems sie leben. In der Diktatur sind sie eine bedrohte Art. Auch in einem autoritären Regime sieht man die Intellektuellen lieber im Exil. In einer Demokratie sind sie die streitbaren Virtuosen des öffentlichen Diskurses. Sie nehmen sich die Freiheit, Unruhe zu stiften und sich zum Sprecher in öffentlichen Angelegenheiten zu machen. Sie stellen vordergründige gesellschaftliche Konsense in Frage, indem sie Konflikte bloßlegen oder auf existentielle Gefahren für das Gemeinwesen aufmerksam machen. Das geschieht in der Absicht, den politischen Prozeß (wieder) in Gang zu setzen. Das Verhältnis der Intellektuellen in der Demokratie zu den Protagonisten der wirtschaftlichen und politischen Macht ist darum kein entspanntes. Störfaktor zu sein, gilt als wesentliche Funktion ihrer Rolle.[1]

Die kritische Distanz zur politischen Macht zeichnet das intellektuelle Engagement aus. Zwar kommt es durchaus vor, daß sich ein Intellektueller in die Gefilde der Politik verirrt, etwa in das Amt des Bundes- oder Bundestagspräsidenten gewählt wird. Beides sind jedoch Ämter, die mehr dem Ethos der Demokratie als der operativen politischen Arbeit verpflichtet sind. Großintellektuelle – wie es so hübsch im Anklang an Großindustrielle heißt – dienen der Politik allenfalls als gelegentlicher Gesprächspartner. Verirrt sich dagegen ein Intellektueller in ein Amt mit unmittelbarer Entscheidungsmacht, so ist sein Scheitern oder sein Wandel vom Intellektuellen zum Ideologen gewiß. Willy Brandt und Wladimir I. Lenin sind die probaten Beispiele.

Ausnahmen bestätigen die Regel: Wagt einmal ein pragmatisch veranlagter, seinem intellektuellen Engagement treu bleibender Intellektueller den Weg in die Politik, so gerät er unversehens in die Rolle des gleichermaßen umstrittenen wie bewunderten Außenseiters. Heiner Geißler war ein solcher Fremdgänger in unserer Republik. Agierend nach dem Motto Hermann Hesses, demgemäß Eigensinn Spaß (aber nicht stark) macht, war er ein unbeirrbarer Anreger und Störenfried seiner eigenen Fraktion.

---

[1] Vgl. Schumpeter, Joseph A.: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 3. Aufl. 1972, S. 237.

Weder Werner Maihofer noch Ralf Dahrendorf oder Peter Glotz sind in ihren Ministerämtern alt geworden. Nicht etwa, weil diese Herren „gern lau badeten". Vielmehr weil auf den Gipfeln von Politik und Wirtschaft kraft des Entscheidungszwangs bzw. -drucks Klugheitsregeln gelten, die wenig Bedenkzeit und Zweifelssinn gestatten.

Gleichwohl oder gerade deswegen können Intellektuelle gute Scharfrichter sein; denn man muß ja nicht Scharfschütze sein, um beurteilen zu können, ob jemand ins Schwarze getroffen hat. Das bedeutet jedoch nicht, daß Intellektuelle folgenlos und „ohne Risiko" vernünfteln können. Das brächte sie schnell um ihre Reputation. Von den Intellektuellen wird ähnlich wie von den Abgeordneten erwartet, daß sie sich nicht wie ein durch seine subjektiven Interessen geleitetes Privatgeschöpf, sondern wie ein politisch verantwortlich denkender Staatsbürger einmischen. Dazu gehört nicht nur die Fähigkeit, über den Tellerrand des eigenen Faches zu schauen und einen Konflikt in seinem gesamtgesellschaftlichen Kontext wahrzunehmen, sondern auch die Bereitschaft, diesen gemeinwohlorientiert zu deuten.

Die Intellektuellen tragen im Regelfall „keine direkte Verantwortlichkeit für praktische Dinge", sie handhaben „die Macht des gesprochenen und geschriebenen Wortes"[2] – so Rainer Lepsius. Ein Artikel in einer überregionalen Zeitung, ein Buch, eine Podiumsdiskussion, allenfalls eine Resolution mit Gleichgesinnten – das sind gewöhnlich die Instrumente der Intellektuellen. Die praktische Politik ist ihre Sache nicht. Die Intellektuellen wollen nicht selbst die Wirklichkeit gestalten, sondern neue Denkbarkeiten schaffen. Sie generieren Ideen, wie die Welt beschaffen sein könnte oder sollte. Sie pflegen ein programmatisches Denken und wollen „gesellschaftlichen Wandel durch kulturelle Deutungsmacht bewirken"[3]. Ihre Welt ist die der Entwürfe, nicht die der Tat. Allenfalls wollen sie dazu anstiften. Etwas spöttisch hat Klaus Harpprecht daher die Intellektuellen als die geistigen Turnlehrer der Gesellschaft bezeichnet.

Am Intellektuellen preisen wir gemeinhin dessen Geisteskräfte. Doch was unterscheidet die Intellektuellen von der Intelligenz? Jene haben weder den analytischen Scharfsinn noch die Urteilskraft monopolisiert – wenngleich Verstandeskraft, Bildung und Reflexionsfähigkeit zur Grundausstattung eines Intellektuellen gehören. Gewiß hat F. Scott Fitzgerald an den Intellektuellen gedacht, als er zum Prüfstein einer erstrangigen Intelligenz die Fähigkeit erklärte, „zwei entgegengesetzte Ideen zugleich im Kopf zu haben und doch weiter in Funktion zu bleiben" (F. Scott Fitzgerald).

---

[2] Lepsius, M. Rainer: Kritik als Beruf. In: Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen 1990, S. 276.

[3] Vgl. Camman, Alexander: Das SPD/SED-Papier von 1987 als Form intellektueller Politik. In: vorgänge – Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik 2001, S. 28–40.

Die öffentliche Intervention, das Sicheinmischen in öffentliche Angelegenheiten ist es, was den Intellektuellen von der großen Zahl der intelligenten Menschen in unserer Republik unterscheidet. Doch ist der Intellektuelle keine Kopfgeburt und keine Sozialfigur, die sich – Münchhausen gleich – am Schopfe aus dem Meer des Alltäglichen hervorhebt. Ob wir einen Menschen als Intellektuellen bezeichnen, hängt davon ab, ob dieser bei dem republikanischen Publikum Gehör findet oder nicht. Sein Status steht und fällt mit seiner Resonanz und seinen kommunikativen Fähigkeiten. In ihrer kommunikativen Macht liegt zugleich die Legitimität der öffentlichen Intervention der Intellektuellen begründet.[4]

Das bedeutet zugleich, daß man nicht Intellektueller auf Lebenszeit wird oder bleibt. Der Status ist flüchtig. Wer in der Öffentlichkeit nicht „am Ball bleibt" oder dessen Worte – aus welchen Gründen auch immer – keinen Widerhall mehr finden oder keinen Widerspruch mehr auslösen, hört auf, ein Intellektueller zu sein. Mitunter kann – wie bereits von einigen diagnostiziert – eine ganze Generation von Großintellektuellen wie Habermas, Grass, Walser und Enzensberger abtreten, ohne daß Nachfolger in Sicht sind.[5] Aber es scheint, als bringe auch die Götterdämmerung noch ein paar schöne Tage: Jedenfalls hat Habermas mit seinen Thesen zum Kerneuropa eine öffentliche Debatte vom Zaune gebrochen, die nicht nur in unserer Republik Wellen schlägt.

Übrigens sind es gemeinhin Intellektuelle, welche andere Intellektuelle oder diese Sozialfigur schlechthin totsagen. Mag sein, daß das eine Form von Selbsthaß oder ein ironisches Understatement ist. Wie hat Ludwig Marcuse treffend festgestellt:

„Intellektuelle sind seltener wohlwollend gegeneinander als Einheimische gegen Gastarbeiter" (Ludwig Marcuse).

Man verfolge nur die *tiefgründige* Intellektuellendebatte in Deutschland, die sich zum Teil durch eine erstaunliche Schärfe auszeichnet, die Marcel Reich-Ranicki in der Belletristik in seinen besten Tage nicht erreicht hat. Die bestenfalls ironische, aber zum Teil hämische Auseinandersetzung mit dem Begriff des Intellektuellen versucht weniger diese Figur literaturwissenschaftlich dingfest zu machen. Vielmehr nimmt sie mehr oder minder konkrete Intellektuelle getreu der Einsicht von Thomas Mann ins Visier, wonach die Bosheit die beste Waffe der Vernunft sei.

So ist von Menschen die Rede, die sich kraft ihres Selbstverständnisses zum Beobachten und Kritisieren bestellt glauben. Sie werden als kindlich und unausge-

[4] Vgl. Burckhardt, Wolfram & Johan F. Hartle: Über den Typus des streitbaren Intellektuellen. In: vorgänge – Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik 2001, S. 9.

[5] Vgl. Editorial. In: vorgänge – Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik 2001, S. 2.

reift charakterisiert. Da wird den Intellektuellen Denkfaulheit, Überheblichkeit, Distinktionsgewinnlerei, Ahnungslosigkeit, Inkonsistenz attestiert. Diese Eigenschaften und der simple Wahlspruch „Pro bono – contra malum" seien alle Einzelteile, die es zum kritisch intellektuell sein"[6] brauche.

In einem Forschungsbericht zu Geschichte(n) des Begriffs „Intellektuelle" ist von einem Selbstabdichtungseffekt der Intellektualisierung die Rede, der es mit sich bringe, „daß man sich an ein Schwarz-weiß-Denken gewöhnt und Farbigkeit auch nicht vermißt. In ihrer übersichtlich strukturierten verkopften Welt finden Intellektuelle leicht den Halt, den sie in der Realität entbehrt haben. Von daher erklärt sich die paradoxe Grundstruktur der kritizistischen Aktionen der Intellektuellen, die sich oberflächlich als unbewußte oder auch nur uneingestandene Unredlichkeit manifestiert: Von den Zuständen, die man kritisiert, ernährt man sich gut."[7]

Besser hätte ein Politkommissar der Roten Armee die Intellektuellenschelte nicht in Worte fassen können. Man vergleiche Viktor Pelewin.[8]

Mit dieser Gereiztheit im Umgang mit den Brüdern und Schwestern im Geiste mag es zusammenhängen, daß Intellektuelle häufig Einzelgänger sind und so etwas wie Schulenbildung kaum stattfindet. Das schließt nicht aus, daß ein gemeinsamer kritischer Standpunkt angesichts eines bestimmten gesamtgesellschaftlichen Problems eine Gruppe von Intellektuellen vorübergehend verbindet. Die Reaktion der Intellektuellen auf die verschiedenen Krisen der Bundesrepublik – man denke an die Wiederbewaffnung und Notstandsgesetze, die Spiegelaffäre, die Atompolitik und den Deutschen Herbst – mögen solche zeitlich begrenzten Koalitionen belegen. Diese Krisen zeigen aber zugleich, daß ein scharfer politischer Gegenwind – wie in Hochzeiten des Kalten Krieges oder des Deutschen Herbstes – Solidaritäten unter Intellektuellen schnell brüchig werden läßt und diese vereinzelt.

Die vermeintlichen Netzwerke der Intellektuellen, wie Burkhardt und Hartle sie ausgemacht haben wollen,[9] scheinen mir so zart geknüpft wie Spinnenweben. Es handelt sich dabei eher um professionelle als um intellektuell begründete Bande, die Halt und Teilhabe verbürgen. Das Frankfurter Institut für Sozialforschung war lange Zeit eine solche Hochburg von Intellektuellen. Vorzugsweise philoso-

---

[6] Wackwitz, Stephan: Warnen, mahnen, bewahren. Edward Said erklärt, wie man ganz einfach zum kritischen Intellektuellen werden kann, falls man nicht schon einer ist. In: die tageszeitung, 31. Mai/1. Juni 1997.

[7] Schlich, Jutta: Geschichte(n) des Begriffs „Intellektuelle". In: Dies. Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland (11. Sonderheft des Internationalen Archivs für Sozialgeschichte der deutschen Literatur) 2000, S. 1–113, 105 f.

[8] Pelewin, Viktor: Buddhas kleiner Finger, 1990, S. 187 f.

[9] Vgl. Burckhardt & Hartle: Über den Typus des streitbaren Intellektuellen (Anm. 5), S. 15 f.

phische und sozialwissenschaftliche Fakultäten wie Akademien erweisen sich als Brutstätten Intellektueller. Die in den Naturwissenschaften hochgehaltene Maxime von *trial and error* (Versuch und Irrtum) mag den Umstand erklären, daß seit Karl Popper viele Intellektuelle auch aus diesem Bereich stammen.

Selten jedoch kommen Intellektuelle aus jenen wissenschaftlichen Disziplinen, die vorzugsweise – wie die Jurisprudenz – Kunst- und Entscheidungsregeln lehren. Zu leicht verführt ein solches Studium zu dem Ehrgeiz, anderen weismachen zu wollen, daß es für die Lösung eines Problems nur die eine richtige Entscheidung gibt. Vertreter der Rechtswissenschaften, die es gleichwohl zum Prädikat des Intellektuellen gebracht haben – wie Dieter Grimm, Uwe Wesel und der Präsident dieser Akademie –, sind (im Grunde) Abtrünnige. Gemeint sind Juristen, die die Grenzen ihres Fachs zu überschreiten und sich für die außerrechtlichen Bezüge des Rechts zu interessieren pflegen.

Passend zu dieser Beobachtung läßt sich die These von Rainer Lepsius anführen, daß Intellektuelle nicht etwa kompetente Kritik auf der Grundlage ihres Faches, sondern inkompetente Kritik üben.[10] Das bedeutet, Kritik wird zwar mit der aus einer fachlichen Qualifikation resultierenden Autorität, jedoch am Maßstab abstrakter und sehr allgemeiner Werte formuliert.

Diese Eigenart der Kritik unterscheidet die intellektuelle Intervention von öffentlichen Appellen seitens Experten wie den 250 Ökonomen, welche vor wenigen Wochen in ganzseitigen Zeitungsanzeigen der Politik fachmännische Ratschläge zum Abbau des Sozialstaats erteilt haben. Mit der Autorität ihres professionellen Sachverstands versuchen die Ökonomen, den Bundeskanzler davon abzuhalten, durch Zugeständnisse an die Kritiker aus den eigenen Reihen die Agenda 2010 zu verwässern. Die 250 Ökonomen begnügten sich nicht mit einem direkten Brief an den Bundeskanzler. Vielmehr mischten sie sich – insofern den Intellektuellen gleich – öffentlich ein. Doch ihre Argumentation überschritt nicht die Grenzen ihres Faches.

Die 250 Ökonomen handelten eingedenk der Einsicht, daß der politische Einfluß ihrer Initiative mit der Zustimmung der Bürger wachse. Darum der Umweg dieser an die Bundesregierung gerichteten Botschaft über das republikanische Publikum. Die Aktionen sind bewußt öffentlich in Szene gesetzt worden, um eine breitenwirksame reformfreudige Stimmung zu mobilisieren, die den Protesten der Gegner der Agenda 2010 entgegenwirkt und diese abschwächt. Auf daß der Mut von Regierung und Parlament wachse, sich gegen die Widersacher im eigenen politischen Umfeld zu behaupten.

[10] Vgl. Lepsius: Kritik als Beruf (Anm. 2), S. 281f.

Die Intellektuellen dagegen sprechen und schreiben über Gegenstände, die außerhalb ihrer beruflichen Zuständigkeiten liegen.[11] Sie diskutieren gesamtgesellschaftliche Probleme nicht am Maßstab ihrer sonstigen professionellen Normen oder Standards. Ihr Bezugsrahmen sind vielmehr die allgemeingesellschaftlichen Wertvorstellungen. Intellektuelle Kritik – so treffend Rainer Lepsius – will „immer aufs neue einen materiellen Konsens in der Gesellschaft über die Gültigkeit bestimmter Wertstandards" herbeiführen „und danach die Deutungsmöglichkeiten" offenhalten.[12]

Dies sei am Beispiel eines Aufsatzes von Mario Vargas Llosa in der letzten Sonntagsausgabe von El Pais[13] kurz veranschaulicht. Behandelt wurde der velo islámico, das islamische Kopftuch. Anlaß für diesen Aufsatz ist ein geplantes französisches Gesetzgebungsvorhaben, das in staatlichen Schulen das Tragen von Kleidung wie von religiösen und politischen Zeichen verbieten soll, die einen bekehrenden (um Anhänger werbenden) Charakter haben. Mario Vargas Llosa plädiert – gleichsinnig mit Alain Finkielkraut, Elisabeth Badinter, Regis Debray und Jean Louis Revel und wie diese außerhalb der Grenzen seiner Profession – dafür, das Tragen des islamischen Kopftuchs im Namen der Freiheit zu verbieten.

Zwar möchte man eigentlich aus einer liberalen Perspektive heraus das Tragen des Kopftuchs gestatten. Doch ginge es nicht allein um die Garantie von Rechtsstaat, Pluralismus und Liberalität. Vielmehr stünden mit der Neutralität des Staates in Fragen der Religion die Funktionsbedingungen der Demokratie in Frage. Mario Vargas Llosa preist den französischen Laizismus als eine der großen Errungenschaften der Moderne. Erst der Prozeß der Säkularisation habe die Demokratie möglich gemacht. Für den Schriftsteller ist das Kopftuch die Spitze eines Eisbergs, unter der sich eine der größten Gefahren für die Zukunft unserer Freiheit verberge.

Ich enthalte Ihnen die Beweisführung vor, mit der er deutlich zu machen versucht, daß das islamische Kopftuch gewissermaßen die Vorhut einer Kampagne sei, mit der militante Islamisten eine zivile Exterritorialität in unserer westlichen Gesellschaft erkämpfen wollen. Mir geht es zuvörderst um die Eigenart intellektueller Argumentation angesichts eines alle westlichen Staaten herausfordernden Konflikts. Mario Vargas Llosa bezeichnet seinen Aufsatz bewußt als eine Polemik. Er verkündet weder Wahrheiten noch unumstößliche Prinzipien. Er demonstriert uns einen öffentlichen Vernunftgebrauch. Unter Rückgriff auf die in der Vergangenheit erkämpften Errungenschaften und die Funktionsbedingungen

[11] Vgl. Schumpeter: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie (Anm. 1), S. 236f.
[12] So Lepsius: Kritik als Beruf (Anm. 2), S. 285.
[13] Vgl. Vargas Llosa, Mario: El velo islámico. In: El Pais vom 22.06.2003.

unseres Verfassungsstaates will er jene nachdenklich stimmen, die – wie ich – den „liebenswerten Appellen des Kommunitarismus oder Multikulturalismus" aufgesessen sind.

Das ist es, was wir von einem Intellektuellen erwarten, daß er uns die Augen für eine andere Sicht der Wirklichkeit öffnet und diese – frei von einem bevormundenden Gestus – deutet. Von einem Intellektuellen erwarten wir – jedenfalls ich – keine unbedingten Aussagen von ethischem oder wissenschaftlichem Wahrheitswert. Ich teile die Kritik derjenigen, die sich vehement gegen letztgültige Interpretationen und wissenschaftlich oder moralisch verbrämte politische Urteile von Intellektuellen wenden.[14] Solche Anmaßung stellt sich mitunter als „Altersschwäche" bei jenen (Groß-)Intellektuellen ein, die ein lang andauerndes erfolgreiches Wirken dazu verführt, sich von Medien zur moralischen Instanz hochstilisieren zu lassen.

Eine solche Vorbildfunktion wird gern den Werteliten zugeschrieben. Im Gegensatz zu den Funktions- und Machteliten, deren Aufgabe in der gesellschaftlich-politischen Steuerung besteht, wird von den Werteliten erwartet, daß sie dem Publikum Werte und Ideale vermitteln.[15] Sobald von der Vorbild- und Orientierungsfunktion dieser Elite die Rede ist, tritt unversehens der Intellektuelle ins Blickfeld – als hätte dieser deren Erbe angetreten.

Herfried Münkler stellt fest, daß die Intellektuellen „die Rolle der herkömmlichen Wertelite nicht wirklich, zumindest nicht in vollem Umfang, haben übernehmen können".[16] Denn dazu fehle „ihnen das Entscheidende: die Bereitschaft zur Inszenierung eines Lebens, das unter den Bedingungen vielfältiger medialer Präsentation zur Projektionsfläche für die Ängste und Wünsche der Nicht-Elite werden kann". Diese Rolle hätten seit einigen Jahrzehnten vor allem die Stars aus Film, Musik und Fernsehen übernommen. Ein Glück, möchte man meinen. Denn es ist weniger ärgerlich, wenn sich Fernsehgrößen wie Oprah Winfrey zur „moralischen Anstalt mit Orientierungsaufgabe" aufschwingen und sich so zum säkularen Pendant von Tele-Evangelisten und Fernsehpredigern stilisieren,[17] als maßten sich Intellektuelle eine solche paternalistische Aufgabe an.

Der Intellektuelle sollte sich – vor allem im Verhältnis zur politischen Macht – durch die Einsicht auszeichnen, daß die sich in Rede und Gegenrede äußernden unterschiedlichen Meinungs- und Interessenstandpunkte zum Lebenselixier

[14] Burckhardt & Hartle: Über den Typus des streitbaren Intellektuellen (Anm. 5), S. 16f.
[15] Vgl. Münkler, Herfried: Werte, Status, Leistung. Über die Probleme der Sozialwissenschaften mit der Definition von Eliten. In: Kursbuch: Die neuen Eliten, 139 (2000), S. 76–88, 80f.
[16] Vgl. ebenda, S. 83.
[17] Vgl. Leggewie, Claus: Bimbes und Bimborium, Das Ventura-Phänomen oder: Politiker als Prominente. In: Kursbuch: Die neuen Eliten (Anm. 15), S. 147–162, 158.

einer Demokratie gehören und daß es der Intellektuellen Aufgabe ist, diese hör- und sichtbar zu machen. Das schließt das Werben für eine bestimmte politische Strategie nicht aus sondern ein.

In einem demokratischen Staat brauchen die Bürger und Bürgerinnen – und damit auch die Intellektuellen – sich nicht zu rechtfertigen, wenn sie sich in Angelegenheiten des politischen Gemeinwesens öffentlich einmischen wollen. Jede und jeder darf an der politischen Willensbildung des Volkes mitwirken. Diese Aufgabe ist nicht den politischen Parteien allein überlassen. Das Grundgesetz, welches in diesem Zusammenhang nur die Parteien erwähnt, wollte diesen kein Monopol einräumen. Die den Bürgern und Bürgerinnen garantierten Grundrechte der Meinungs- und Versammlungsfreiheit sprechen für das Gegenteil.

Wenn es das gute Bürgerrecht der Intellektuellen ist, sich einzumischen, stellt sich die Frage, ob auch eine dementsprechende Pflicht existiert? Das Grundgesetz kennt aus guten Gründen solche Pflichten nicht. Könnten diese sich doch allzu leicht in Unfreiheiten verkehren. Doch auch die besten demokratischen Institutionen lassen sich nicht auf Dauer allein mit regelmäßig wiederkehrenden Wahlen aufrechterhalten. Sie bedürfen einer demokratischen politischen Kultur. Hier sind wir auf das Vorbild von Menschen angewiesen, die sich als verantwortlich denkende Staatsbürger einmischen.

Carlo Schmid[18] war der Auffassung, daß die Intellektuellen nutzlos seien, wenn sie sich außerhalb stellen oder sich dünken, etwas Besseres zu sein. Nur wenn sie als Leitbilder mitwirken, vermöchten sie trotz ihrer numerischen Unterlegenheit das Bild des Staates entscheidend mitzubestimmen. Das setzt laut Carlo Schmid eine Tugend voraus, nämlich die Tugend der Demut. Denn das, was man für seine Überlegenheit halte, gebe einem nicht das Recht, sich als mehr zu fühlen als ein anderer, sondern erlegt einem die Pflicht auf, zu dienen, also in der Res publica zu wirken. Carlo Schmid, einer der wenigen Intellektuellen in der Politik, formulierte es als das erste Gebot für die Intellektuellen:

„Hinein in den Staat“ ... „als Bürger, als Vollbürger, wie Sokrates einer war, als Leute, die wissen, daß die Rechte haben und daß diese Rede nichts anderes sind als die andere Seite der Pflichten gegen sich und die Gesellschaft“.[19]

Dem ist nichts hinzuzufügen.

[18] Vgl. Schmid, Carlo: Die Intellektuellen und die Demokratie, 1958, S. 8.
[19] Ebenda, S. 31.

Verleihung der Leibniz-Medaille

Laudatio des Akademiepräsidenten, Dieter Simon

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften verleiht an Wolf Lepenies die Leibniz-Medaille für besondere Verdienste um die Förderung der Wissenschaften.

Dem Präsidenten obliegt es, die Gesichtspunkte vorzutragen, die Vorstand und Rat der Akademie zu dieser Würdigung bewogen haben.

Das fällt dem Präsidenten nicht leicht. Aus einem naheliegenden Grund. Bei der Verherrlichung herausragender Jüngerer will sich die rechte Behaglichkeit nicht einstellen. Hat man Ältere vor sich, ist das Lob schnell zur Hand. Je älter der Geehrte, um so bereitwilliger eine feurige Laudatio. Man hat schließlich noch vor sich, was dieser schon hinter sich hat – darf man jedenfalls hoffen. Es ist nicht auszuschließen, daß man eines Tages ebenfalls gepriesen werden wird für Verdienste, die erst noch erworben werden müssen. Die Türen stehen offen – noch ist alles möglich.

Gegenüber Jüngeren sind solche Illusionen nicht mobilisierbar. Man blickt hinter sich und erkennt plötzlich, daß man in Wahrheit zwei Runden zurückliegt. Man sieht, daß auch schnelleres Laufen nichts nützen wird, weil die Zeit abgelaufen ist und man nicht mehr dort ankommen wird, wo der Jüngere längst war. Die Türen sind geschlossen. Eine ungemütliche Lage. Mit ihr fertig zu werden, fällt gleichwohl nicht allzu schwer, wenn die fachliche Distanz entsprechend groß ist. Ein junger genialer Mathematiker läßt einen alten Juristen ebenso kalt wie ein Nobelpreisträger der Physik. Vergleiche setzen eine gemeinsame Welt voraus.

Aber selbst diesen Ausweg hat mir Wolf Lepenies versperrt. Gewiß, Juristen und Soziologen trennt allerlei, was sie bei gegebenen Gelegenheiten auch nachdrücklich unterstreichen. Doch daß ihre Horizonte sich innerhalb desselben Kosmos dehnen und in glücklichen Augenblicken sogar verschmelzen können, das würden sie nicht bestreiten.

So bleibt mir nichts übrig, als mich wieder einmal der schleichenden Verzwergung auszusetzen, die mich immer überfällt, wenn ich zufällig oder absichtlich in die Nähe des prominenten Gründungsmitglieds der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Wolf Lepenies, gerate.

„Welch ein großer Mann!“ denke ich, und mein Gefühl besteht darauf, daß ich damit seine körperliche Größe meine, die sich so gewinnend in der leicht gebeugten Haltung aller Großen dieser Welt manifestiert, wenn sie sich nachsichtig nach vorne neigen, um die von unten zu ihnen heraufklingenden Stimmchen besser zu vernehmen.
Aber mein selbstkritischer Verstand flüstert mir zu, daß es damit leider nicht sein Bewenden hat, daß dieser Äußerlichkeit vielmehr eine immense innere Substanz entspricht, der eigentlich eher nach römischer Sitte mit einem mächtigen Standbild oder wenigstens mit einer deutschen, akademischen Büste Reverenz zu erweisen gewesen wäre, als mit einer ziemlich kleinen, nicht gerade berauschend gestalteten Münze.
Der Vorstand der Akademie hat diese Frage nicht diskutiert. Vielleicht weil Alexander von Humboldts Überzeugung noch immer die auch dort herrschende Meinung darstellt, daß man Büsten vorwiegend Staatsmännern und diesen erst nach ihrem Tode widmen solle, während, wie Humboldt sagte, „Medaillen, in Schubkästen verschlossen, … eine bescheidenere und darum zartere Art der Verherrlichung“ seien – wobei ich unter den Tisch fallen lasse, daß er hinzufügte: „wenn auch eine etwas abgenutzte“. Denn das würden wir im Hinblick auf unsere Leibniz-Medaille nicht gelten lassen.
Meine in der Beratung listig angebrachten Bedenken, daß die lobpreisende Erhebung eines Akademiemitgliedes von den allzeit bereiten gehässigen Zungen schnell als eine penetrante Form der Selbsterhebung verleumdet werden könnte, wurden unisono beiseite geschoben – zu meiner Verblüffung sogar mit dem kaum anfechtbaren, wenngleich leicht anstößigen Argument: „na und?“ – so daß ich jetzt ein diesen latenten Urteilen entsprechendes Bild zu zeichnen habe.
Ich habe mir die Sache nicht einfach gemacht.
Zunächst wollte ich in meinen persönlichen Erinnerungen kramen. Aber da kam leider nicht viel Verwertbares zum Vorschein.
Der Nachgeschmack einiger köstlicher Mahlzeiten, bei denen mich der Gourmet mit schnoddrigen Bemerkungen durch eine üppige Landschaft von Schüsseln und Flaschen geleitete. Mein damit verbundener, allerdings höchst bescheidener Triumph, ihm in der Kenntnis des Limoncello um einige Millimeter voraus gewesen zu sein.
Die Verwunderung, in derselben Person einen Gelehrten und so etwas wie einen Fußballfan vereint zu sehen, der nicht nur kundig, sondern zu meinem Befremden auch mit sichtlicher Leidenschaft über kickende Vereine redet, deren Namen ich mir nicht merken kann und deren Leistungen (sieht man vom 1. FC Kaiserslautern ab!) mir rätselhaft und völlig gleichgültig sind.
Der Nachhall einer Vielzahl beiläufig und einfühlsam erzählter köstlicher Anekdoten – vorwiegend aus der Wissenschaft und dem Pandämonium des wissen-

schaftlichen Ehrgeizes, aber auch aus dem anthropologischen Setzkasten. Überhaupt: das Glück, mit einem Virtuosen der Unterhaltungskunst zusammen sein zu dürfen.

Die Reminiszenz an große Reden, Einführungen und Ansprachen, allesamt gesättigt von Eleganz, Witz und Ironie, überraschend in der Komposition, treffsicher in der Dauer, makellos in der Ökonomie der Zitate – Eigenschaften wie sie nur unter Großmeistern der Sprachbeherrschung anzutreffen sind.

Mit Hilfe solcher Erinnerungsbrocken kann man freilich noch kein erhebendes Bild zeichnen.

Also konsultierte ich meine nicht nennenswert veralteten Lektüreerfahrungen mit den wunderbaren Büchern von Lepenies. Da ich frühzeitig angefangen habe, beginnen sie bei der „Geschichte der Soziologie" und den „drei Kulturen", und reichen immerhin von der scharfsichtigen „unerhörten Begebenheit" über die „Intellektuellen" bis zu dem unerschöpflichen „Sainte-Beuve". Lediglich den berühmten Anfang von 1969 mit „Melancholie und Gesellschaft" habe ich versäumt, weil ich damals auf Geheiß der Frankfurter Studenten mein unübersehbares Defizit an Marxlektüre nachzuholen hatte und verdrießlich in den „blauen Bänden" herumstocherte, während Lepenies – wieder einmal weit voraus – bereits ebenso festen wie erschütterlichen marxistischen Boden unter seinen Füßen hatte.

Den Gedanken an nähere Ausführung dieses meines zweiten Einfalls habe ich jedoch schnell aufgegeben, denn er hätte unausweichlich zum Urteil „Thema verfehlt" geführt.

Die Akademie wollte nämlich mit ihrer (dafür auch überhaupt nicht gestifteten) Medaille explizit nicht den über allen Schulen schwebenden Professor der Soziologie auszeichnen, auch nicht den anthropologisch und kulturhistorisch arbeitenden Schriftsteller und am wenigsten den phantasievollen Essayisten oder den unerschrockenen und selbstironischen Intellektuellen.

Die Akademie wollte, wie in der Diskussion mehrfach betont wurde, mit der diesjährigen Leibniz-Medaille entsprechend ihrer Zweckbindung dem auf die Förderung von Wissenschaft und Forschung bedachten Manager, dem praktisch handelnden Intellektuellen, huldigen.

Also etwa – um nur das Bekannteste zu wiederholen – dem national und international geschätzten früheren Rektor und jetzigen ‚permanent fellow' des Wissenschaftskollegs, dem es während seiner Amtszeit gelungen ist, aus dem Institute for Advanced Study für in der Mehrzahl deutsche Gelehrte ein Kolleg für Europa zu machen und von da aus den europäischen Raum mit einem Netzwerk von Einrichtungen und Förderagenturen zu überziehen.

Man dachte an das Collegium Budapest, an das New Europe College in Bukarest, an das Blue Bird-Unternehmen für das bulgarische Sofia, die Bibliotheca

classica in St. Petersburg und so weiter und so fort. Und wenn der jüngste Vorschlag von Lepenies und Kermani schon bekannt gewesen wäre, in Berlin eine Akademie islamischer und jüdischer Kulturen zu gründen, dann hätten wir gewiß auch daran gedacht.

Meine Aufmerksamkeit hat also jenem Forscher zu gelten, von dem man sagt, daß er eigentlich für jedes politische Amt in Frage komme, den Volker Hassemer im Jahre 1998, als in Berlin wieder einmal das Amt des Wissenschaftssenators feilgeboten wurde, mit dem Canon „Lepenies ist der richtige Mann" besingen ließ, woran einerseits so wenig Zweifel bestanden wie andererseits an dem Umstand, daß er es zu seinem Glück und zu unserem Schaden nicht würde werden wollen.

Folglich hatte ich mich, das vorzüglich mir Bewundernswerte beiseite schiebend und unwillig, auf eine dürre Statistik guter Taten einzulassen, auf die Suche nach einer schlüssigen Beschreibung, einer kurzen Zusammenfassung des öffentlichen Wirkens von Wolf Lepenies zu begeben.

Derlei findet man am hurtigsten in den Zeitungen. Es war nicht ganz leicht, in der riesigen Menge jubelnder Rezensionen zu den zahlreichen Publikationen von Lepenies jene Beiträge ausfindig zu machen, die sich nicht nur mit seinen Schriften, sondern auch oder zuerst mit seinen institutionellen Schöpfungen befassen. Viele sind es allerdings nicht, und nur ganz wenige befassen sich tatsächlich im engeren Sinn mit seinem Handeln.

Bei der Lektüre muß man allerdings feststellen, daß selbst dort, wo nach erstem Eindruck hauptsächlich vom wissenschaftspolitischen Werk und den wissenschaftsorganisatorischen Großtaten des Forschers die Rede sein würde, mit Aplomb versichert wird, daß er ein „Denker" sei: ein „Denker im Grunewald", ein „Denker der Moderne", ein „Zusammendenker" und ein „Denker der Mitte", ein „Meisterdenker" und ein „Erster Denker seines Staates".

Was allerdings genau er denkt, wenn er denkt, und warum er an das denkt, woran er denkt, und weshalb er gerade dies denkt, was er denkt und nichts anderes – über all das erfährt man wenig oder nichts.

Vermutlich bedeutet dies, daß den Medien die Figur des Gelehrten in solchem Umfang von der Fülle und Wucht des Gedankens dominiert scheint, daß die Tat dahinter verschwindet.

Fast bereit, die Suche aufzugeben, erlaubte ich mir noch einen Durchgang durch die Schlagzeilen und Überschriften der Lepenies gewidmeten Beiträge. Titel, das weiß man, sind die Achillesferse nicht nur der journalistischen Publizistik. Sie stehen völlig im Dienst des Marketing, müssen also Aufmerksamkeit erregen, informieren, den Inhalt pointieren, ohne ihn zu verraten. Eben deshalb aber können sie auch treffen. Das glückt freilich nur selten. Auch Lepenies ist nicht von allerlei Merkwürdigkeiten verschont geblieben.

Nach Wandervogelmanier wird er schon einmal als „Herbergsvater der Wissenschaftsgemeinde“ bezeichnet und den Spinnern von Seemannsgarn gilt er als „Meister der Netzwerke“. Fast als Oxymoron erlebt man „Bescheidenheit und Omnipotenz“ und unpassend, um nicht zu sagen: irgendwie unanständig, tönt „Ringe unter den Augen“.

Am Ende wurde meine Hartnäckigkeit belohnt.

Im Tagesspiegel vom 11. Januar 2001 fand ich den nicht mehr überbietbaren Titel – einen Titel, der vielleicht etwas körperhaft und grobschlächtig ist, der aber durch meisterhafte Verkürzung auf das Wesentliche, durch einen zugleich abstrakten und dennoch überaus anschaulichen Hinweis auf das Steuermodul, auf das es beim Handeln letztlich ankommt, alle Beifallsvisionen der Akademie gesammelt zum Ausdruck bringt, so daß er sich zugleich als das Alpha und Omega unserer Würdigung anbietet.

Dieser Titel lautete: DER KOPF.

Danksagung, Wolf Lepenies

Sehr geehrter Herr Präsident, sehr verehrte Frau Limbach, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren!

Medaillen sind etwas ganz Besonderes. Sie haben eine Kehrseite.

Im 17. Jahrhundert, Leibniz war noch nicht geboren, gab es eine besondere Medaille. Es handelte sich um ein Unikat, das nur wenigen Menschen und stets nur im Halbdunkel gezeigt wurde. Flüsternd wurde davon berichtet. Niemand, der die Medaille gesehen hatte, wagte davon in der Öffentlichkeit zu sprechen – so schrecklich war das Geheimnis, das sich ihm auf der Kehrseite enthüllt hatte. Die Medaille gehörte dem Prinzen von Condé, dem Anführer der letzten französischen Adelsrevolte, der sogenannten Fronde des Seigneurs. Auf der Vorderseite dieser Medaille, die der große Condé für sich ganz allein hatte prägen lassen, prunkte, mit allen Insignien der Macht versehen, das Bildnis des Monarchen, Ludwigs XIII., und ein stolzes und selbstgewisses Lächeln umspielte seine Züge, die Züge eines wahren Herrschers. Drehte man die Medaille aber um, so erblickte man die Kehrseite. Sie zeigte ein Mitglied des königlichen Beirats, *den* Beirat, den Kardinal Richelieu – verschmitzt blickten seine Augen und seine Lippen kräuselte sanfte Ironie. Keine Insignien der Macht umspielten sein Porträt, doch wie ein immergrüner Lorbeer rankten sich, stolzer als Wappen oder Szepter es vermochten, drei Worte um sein Haupt: *Nil sine consilio* – Nichts ohne meinen Rat.

Dies ist die Kehrseite der Medaille, der Wunschtraum der Intellektuellen: Die Macht möge auf uns hören und nichts solle ohne unseren Rat geschehen. In der Regel aber geht die Politik ihren Gang und ihr Wappenspruch lautet: *Omnis sine consilio*. Es gibt aber nicht nur ein *Nil* und ein *Omnis*. Es gibt auch das Zwischenreich der Ideenpolitik, in dem sich die Gründung und der Aufbau wissenschaftlicher Institutionen vollziehen. Hier ist nicht nur der Rat des Intellektuellen gefragt, hier kann er – manchmal, in Grenzen – handeln.

Lieber Herr Simon,

ich habe noch keine Laudatio gehört, in der das Wort „nicht" so oft vorkam. Glücklicherweise blieb am Ende noch etwas übrig: eine Aktivität, auf die ich mit besonderer Freude zurückblicke.

Ich habe das Glück gehabt, mehr als ein Jahrzehnt lang Institutionen mit Ideen bauen und als Intellektueller handeln zu können. Ich verdanke dieses Glück dem Wissenschaftskolleg zu Berlin, seinen Gremien und seinen Mitarbeitern, von denen ich heute und an dieser Stelle stellvertretend Joachim Nettelbeck nenne. Mit der Leibniz-Medaille ehren Sie nicht nur eine Person, sondern auch eine Institution: *Nil sine collegio.*

In Mittel- und Osteuropa schufen wir „freie geistige Tauschplätze“, Orte, die Jacob Burckhardt mit seinem wunderbar einfachen Satz charakterisiert hätte: „Dort haben die Leute einander etwas zu sagen und machen auch Gebrauch davon.“ Es war eine unvergleichliche Erfahrung, den Kollegen in Budapest und Bukarest, in Sankt Petersburg, Warschau und Sofia zuzuhören. Einige dieser „freien geistigen Tauschplätze“ konnten mit Hilfe des „New Europe Prize“ gegründet werden, den eine Gruppe amerikanischer und europäischer Institutes for Advanced Study verlieh. Es muß heute als zutiefst ironisch erscheinen, daß bei der ersten Preisverleihung Andrei Pleşu, der spätere rumänische Außenminister, den Namen des Preises kritisierte. „Neu“ war das bevorzugte Adjektiv der kommunistischen Diktatur gewesen. In den Institutionen, die wir gründeten, lebte das „Alte Europa“ wieder auf.

Lieber Herr Simon, liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich danke Ihnen für die große Ehre, die Sie mir mit der Verleihung der Leibniz-Medaille erweisen, deren Vorder- und Kehrseite mir gleich wichtig und wertvoll sind.

Ansprache des Akademiepräsidenten, Dieter Simon, anläßlich der Übergabe des Amtes des Ersten Vizepräsidenten

Mit dem heutigen Tag geht das Amt des Ersten Vizepräsidenten der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften von Helmut Schwarz auf Detlev Ganten über. Detlev Ganten ist Wissenschaftlicher Stiftungsvorstand des Max-Delbrück-Centrums für Molekulare Medizin (MDC) Berlin-Buch und Inhaber des Lehrstuhls für Klinische Pharmakologie am Universitätsklinikum Benjamin Franklin der Freien Universität Berlin. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Geboren im Jahre 1941 in Lüneburg, studierte er in Bremen Medizin, erhielt seine Approbation als Arzt 1970 in Tübingen, wo er auch promovierte. Nach der Habilitation in Heidelberg wurde er 1975 dort zum Universitätsprofessor ernannt. Nach langjähriger Tätigkeit am Pharmakologischen Institut der Universität Heidelberg wechselte er 1991 nach Berlin.

Das wissenschaftliche Profil, das er damals in die Hauptstadt mitbrachte, wird in unseren Akten kurzgefaßt so beschrieben:

Molekularbiologe und Spezialist für die Genetik von Herz-Kreislauf-Erkrankungen, der grundlegende Mechanismen der Entstehung des Bluthochdrucks aufklärte und in zahlreichen Publikationen der Fachwelt mitteilte.

In Berlin entfaltete Ganten eine üppige und außerordentlich erfolgreiche wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit. Als Wissenschaftlicher Stiftungsvorstand des Max-Delbrück-Centrums für Molekulare Medizin, zu dessen Gründungsdirektor er berufen worden war, hat er diese aus drei Zentralinstituten der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin-Buch hervorgegangene Großforschungseinrichtung zu einem in der Bundesrepublik einmaligen Zentrum für die klinische Forschung auf- und ausgebaut. Als Aufsichtsratsvorsitzender der BBB Management GmbH Campus Berlin-Buch ist Ganten entscheidend am Aufbau eines biomedizinisch-biotechnologisch orientierten Forschungs- und Entwicklungsparks auf dem Campus von Berlin-Buch beteiligt, ein Park, der zum führenden Standort in einer herausragenden Biotech-Region werden wird.

Von 1986 bis 1992 war Ganten Präsident der World Hypertension League; von 1993 bis 1998 fungierte er als Mitglied des Wissenschaftsrats, von 1997 bis 2001 war er Vorsitzender der Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren. Seit Mai dieses Jahres ist er einer der drei Vizepräsidenten

dieser bedeutenden Gesellschaft von Großforschungseinrichtungen. Detlev Ganten ist Mitglied zahlreicher Akademien und erhielt, wie es sich für den Vizepräsidenten der BBAW schickt, eine stattliche Menge von Ehrungen, Preisen und Auszeichnungen.

In der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften war er Mitglied der Interdisziplinären Arbeitsgruppe *Wissenschaften und Wiedervereinigung*, die in ausgewählten Disziplinen – von der Biomedizin bis zu den Afrikawissenschaften – der Frage nach dem Schicksal wissenschaftlichen Wissens unter der Bedingung des abrupten Wandels in Deutschland seit 1989 nachging. Er hat sich energisch und effizient bei dem Unternehmen „Forschungsschwerpunkte der molekularen Medizin" engagiert, das im Auftrag des seinerzeitigen Berliner Senators für Wissenschaft im Rahmen eines Moderationsverfahrens die Forschungsschwerpunkte der molekularen Medizin in der Region identifizierte sowie deren Umfang und Leistungsfähigkeit ermittelte. Er gehörte schließlich zu den Mitinitiatoren und tatkräftigen Förderern der *Balkan-Initiative der Berliner und Brandenburger Wissenschaft.*

Wie Sie sehen, haben wir für den für die Akademie so wichtigen Posten des Außenministers einen Kollegen gefunden, der nicht nur uns immer wieder durch seine liebenswürdige Eleganz besticht, durch seine schnörkellose Tatkraft ermutigt und mit seinem frohgemuten Temperament alle Sitzungen bereichert, sondern der auch als Wissenschaftler und als Wissenschaftsmanager Anerkennung und Wertschätzung weit über Berlin und Deutschland hinaus genießt.

Das Amt, das zu übernehmen Detlev Ganten sich anschickt, wurde von Helmut Schwarz geformt. Vor ihm gab es in dieser Akademie bestenfalls den Wunsch nach einem für die auswärtigen Angelegenheiten Zuständigen, aber keine so beschaffene Funktion, da sie erst von Herrn Schwarz entwickelt und dann von ihm seit 1998 für fünf Jahre mit Souveränität und größtem Erfolg ausgeübt wurde.

Helmut Schwarz hat Chemie studiert, wurde am Institut für Organische Chemie der Technischen Universität (TU) Berlin promoviert, hat sich ebenda für das Lehrgebiet Organische Chemie habilitiert und besetzt seit 1983 dort eine Professur für Organische Chemie, was den schwer abweisbaren Schluß nahelegt, daß er tatsächlich Chemiker ist. Fünf Rufe an in- und ausländische Universitäten hat er der TU zuliebe abgelehnt, dennoch Gastprofessuren und Fellowships gern akzeptiert: beginnend mit europäischer Nähe, wie etwa Innsbruck, Lausanne, Zürich, Paris und Cambridge, über Jerusalem, Haifa und das amerikanische Cambridge bis in die weite Ferne von Kyoto, Canberra oder Auckland in Neuseeland reicht die Liste von Lehranstalten und Forschungseinrichtungen, an denen er gearbeitet und gelehrt hat.

Jahrgang 1943, nähert sich Schwarz unauffällig einem Alter, bei dem früher manche an Feierabend dachten – eine Vorstellung, die allerdings in Zukunft vermutlich derart gesellschaftlich geächtet sein wird, daß selbst die wenigen Privilegierten, die sich den Gedanken an Ruhestand noch leisten könnten, sich eilends davon verabschieden werden. Schwarz braucht sich diesbezüglich keine Sorgen zu machen, denn wer lebenslang alle Formen der Ruhe verachtet hat, ist nicht fähig, sich in die Mentalität präsumtiver Ruheständler zu versetzen und insofern einer Zeit weit voraus, die eben erst begonnen hat, die Losung „Zehn Stunden weniger bei vollem Lohnausgleich" zugunsten der Parole „Zehn Stunden mehr bei vollkommen gleichem Lohn" einzutauschen.

Die strahlende Selbstverständlichkeit, mit der der ebenso liebenswürdige wie unermüdliche und begeisterte Gelehrte die Welt der Wissenschaft umarmt hat, wurde von dieser Welt mit erstaunlicher Herzlichkeit erwidert. Eine schier endlose Prozession von Preisen, Auszeichnungen und Ehrungen aus dem In- und Ausland begleitet ihn auf diesem Weg.

Die jüngste Auszeichnung, der Otto-Hahn-Preis für Chemie und Physik der Gesellschaft Deutscher Chemiker, eine Auszeichnung von besonders hohem Rang, die nur an Persönlichkeiten verliehen wird, die sich einmalige Verdienste um die Entwicklung der Chemie oder Physik in der reinen oder der angewandten Forschung erworben haben, muß erst noch im Oktober dieses Jahres abgeholt werden.

Daß Wissenschaft und chemische Industrie sich um einen Mann von solchem Format buchstäblich reißen, wissen viele und ahnen vermutlich sogar jene, für die die verschiedenen Lorbeeren, Siegespalmen und Preislieder nur Jubeladressen ohne selbsterlebten Klang sind. Daß die Berlin-Brandenburgische Akademie ein kaum verdientes Glück hatte, weil ihr Helmut Schwarz über fünf wichtige Jahre nahezu täglich einen erheblichen Teil seiner Aufmerksamkeit, seiner Arbeitskraft, seiner fürsorglichen Mitwirkung in der Administration und nicht zuletzt von Fall zu Fall beträchtliche Anteile seiner Preisgelder schenkte, wissen dagegen nur wenige.

Zu diesen wenigen gehört zum Beispiel, wer registriert hat, daß Herr Schwarz nahezu keine Sitzung der offiziellen Gremien der Akademie versäumt hat, gleichgültig, ob es sich um Vorstand, Rat oder Versammlung handelte. Dazu gehören auch die sicher noch wenigeren, die erlebt haben, mit welcher unendlichen Geduld er die routinemäßigen Lagebesprechungen in der Administration begleitet und beraten hat, Besprechungen, bei denen es zwar um Wichtigkeiten für die Akademie, aber um Nichtigkeiten für einen prominenten Wissenschaftler geht, wie die Frage nach der Gestalt von Briefköpfen, der Bequemlichkeit von Einrichtungsgegenständen oder den Kosten für einen außer der Reihe erforderlichen Empfang mit Brezeln und Wein. Und nur ich weiß, wie umstandslos und

großzügig Helmut Schwarz die dem Amt zugehörige Aufgabe, als Abwesenheitsvertreter des Präsidenten zu fungieren, interpretiert hat, selbst wenn ihm klar sein mußte, daß der Präsident keineswegs immer abwesend und auch nicht wirklich absolut verhindert, sondern nur mit einer Sache beschäftigt war, an der ihm mehr lag als an jener, für die er um Vertretung durch den Vizepräsidenten bat.

Das waren Dienste an der Akademie, an deren Sache und deren Präsidium, die den Verdiensten, welche sich Herr Schwarz im Hauptbereich seines Tätigkeitsfeldes erworben hat, durchaus gleichkommen und die als zeitfressendes Engagement häufig schmerzlicheren Verzicht verlangten als manche für die Akademie werbende Auslandsreise. Wie viele Reisen dieser Art unternommen wurden, kann ich nicht wirklich abschätzen, da die Orte, an denen Akademien siedeln, naturgemäß stets auch Orte sind, an denen auf einen weltweit bekannten und geschätzten Gelehrten auch andere wissenschaftliche Kontakte, Aufgaben und Angebote warten, die dem bescheidenen Vizepräsidenten den Hinweis erlaubten, er sei „ohnehin" in Ungarn, Polen, Ägypten, Indien oder Kanada und könne deshalb bei dieser Gelegenheit die Belange der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften wahrnehmen.

Auf diese Weise hat es Helmut Schwarz geschafft, während seiner Amtszeit 14 Kooperationsverträge mit ausländischen Akademien unter Dach und Fach zu bringen und weitere bilaterale Verständigungen, meistens als „Agreement on Scientific Cooperation" beziehungsweise „Memorandum of Understanding" bezeichnet, anzubahnen. Noch in diesen letzten Tagen hat er eine entsprechende Absichtserklärung der Royal Society of Canada, die einen aufregenden Vorschlag zur Kooperation im Bereich der Förderung Junger Wissenschaftler vorgelegt hat, und ein Zusammenarbeitsbegehren aus der finnischen Akademie der Wissenschaften nach Berlin gebracht.

Die politischen Absichten, die der Vizepräsident mit diesen Aktivitäten verbunden hat, bestehen aus einer wohlüberlegten Mixtur verschiedener Bemühungen. Einmal ging es ihm um den Aufbau nachbarschaftlicher Beziehungen, die durch die geographische Lage Berlins begründet sind, zum anderen um strategisch-systematische Kontaktaufnahmen zu den großen, traditionsreichen nationalen Akademien der Wissenschaften in Europa und darüber hinaus, schließlich um positive Reflexe auf Initiativen ausländischer Partner, die eine Kooperationsvereinbarung mit der BBAW angestrebt haben. Am Ende hat er im Rahmen des Möglichen auf Kooperationswünsche von Mitgliedern reagiert. Der Erfolg, den diese Politik gehabt hat, rechtfertigt ihre Prämissen.

Wir sind daher außerordentlich dankbar, daß der scheidende Vizepräsident den Vorsitz in einer vom Vorstand eingesetzten Kommission „Internationale Beziehungen" übernommen hat, welche die Auslandsarbeit der Akademie beratend

begleitet und sich insbesondere um die weitere Ausgestaltung der überwiegend förmlichen Abkommen zu konkreten wissenschaftlichen Projekten kümmern wird. Das nährt zugleich die Hoffnung, daß, wer das Amt verläßt, nicht auch uns verläßt, so daß wir auch in Zukunft noch ein, wenn auch deutlich kleineres, Stück aus dem Aufmerksamkeitspool und dem Zuneigungsvorrat von Helmut Schwarz für uns werden abzweigen und in Anspruch nehmen dürfen.

Denn wir haben natürlich nicht nur die erfolgreiche Politik und deren erfreuliche Resultate an Ihnen geschätzt und genossen. Politik ist ersetzbar. Verluste an dieser Front werden verschmerzt. Nicht ersetzbar wäre dagegen:

wenn wir auf Dauer den Anblick Ihrer leuchtenden Augen und Ihres desorganisierten Haarschopfes entbehren müßten;

wenn wir Ihr gequältes Mienenspiel in jenen Fällen nicht mehr sehen könnten, in denen Sie geglaubt haben, daß Ihnen das Protokoll eine Krawatte aufzwingt;

wenn wir uns über unsere technischen Defizite im Umgang mit modernen Kommunikationsmitteln nicht mehr mit dem Hinweis trösten könnten, daß sogar der bewunderte Helmut Schwarz sich lediglich bis zum komplikationslosen Telefonieren vorgearbeitet hat;

wenn wir Ihren geschliffenen und häufig eine Erörterung abschließenden Diskussionsbeiträgen nicht mehr lauschen dürften;

wenn Ihr vormodernes, aber keineswegs klappriges Fahrrad und Ihre schulranzenähnlichen Aktentaschen auf Dauer nicht mehr im Umfeld der Akademie gesichtet werden würden;

wenn wir auf keinen mehr verweisen könnten, von dem wir sicher wissen, daß er gelegentlich mit einem Knoten im Taschentuch arbeitet;

wenn wir in der Akademie länger und vielleicht vergeblich suchen müßten, bis wir auf jemanden stoßen, dem ohne Vorbereitung fundierte Leseempfehlungen und literarische Kritiken zu entlocken sind.

Mit all dem und noch viel mehr, was hier und heute nicht ausgebreitet werden muß, haben Sie unseren akademischen Alltag regelmäßig in dankenswerter Weise bereichert. Wir, die Mitglieder, danken Ihnen, Helmut Schwarz und ich danke Ihnen im Namen der Institution.

Bericht des Präsidenten der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Dieter Simon

De mortuis nihil nisi bene
(Diogenes Laertius, Chilon 1.3.70)

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften kann als solche in diesen Tagen auf ein 10jähriges Bestehen zurückblicken. Das wird jene verwundern, die sich erinnern, daß die Akademie vor drei Jahren ihr 300jähriges Dasein festlich begangen hat. Wie kommt das? Man kann doch kaum annehmen, daß neben der eigentlichen noch eine zweite, uneigentliche Akademie mit divergenten Lebensdaten existiert?

Wenn beide Daten echt sind – und Kundige haben daran keinen Zweifel, auch wenn sie immer wieder auf den giftigen Widerstand neidischer Wendehälse und unverbesserlicher Legendenstricker stoßen –, dann hat eine gewisse Art von zeitlichem Schrumpfungsprozeß, eine Rückbildung oder Infantilisierung stattgefunden. Leider haben wir keinerlei klare Diagnose und auch keine Hinweise darauf, daß diese merkwürdige Erscheinung demnächst zum Stillstand kommen könnte.

Nimmt man das Phänomen philosophisch als Prozedur der Verjüngung, dann nähert sich diese rückwärts laufende Adoleszenz langsam immer mehr ihrem Gründungstag und Zeugungsakt. Der bleibt dann allerdings so unüberholbar wie die Schildkröte durch Achilles. Deutet man den Vorgang jedoch mathematisch, indem man von einem Verlust von 290 Einheiten innerhalb von 3 Jahren ausgeht und eine konstante Schwundgeschwindigkeit in Rechnung stellt, dann endet das Leben der Akademie in 37,75 Tagen bei Null. Im Hinblick auf die Unvorhersehbarkeit der Geschichte und die Unberechenbarkeit Berlin-Brandenburgischer bürokratischer Prozesse ist mit beidem zu rechnen: mit Unsterblichkeit und mit Tod.

Für den ersten Fall erübrigt sich jede Vorsorge. Die Akademie wird regelmäßig, bescheiden und selbstbewußt wie ein Langzeitvorhaben, auf ihr Erschließungsethos und die Notwendigkeiten und Gewinne von Denkmalschutz und Memorialkultur hinweisen, um die Unmöglichkeit ihres Verschwindens auch denen, die die Pointe von Achilles und seiner Kröte nicht verstehen, plausibel zu machen.

Anders läge der Fall, würde die Einrichtung vom vorausberechneten Ableben betroffen und stünde dieser Umstand, wie die Faktenlage bedauerlicherweise

überdeutlich vermuten läßt, sogar unmittelbar bevor. Hier liegt, wie der Politiker zu sagen pflegt, „dringender Handlungsbedarf" vor. Im Gegensatz zu jenem werden wir uns allerdings nicht mit der verbalen Feststellung begnügen, sondern unmittelbar und selbst handeln. Als Orientierung können uns die bekannten Usancen des Kulturjournalismus dienen, der für die wichtigsten Prominenten aus Kunst, Politik und Wissenschaft, ob sie jetzt das Greisenalter erreicht haben oder nicht, schon bei der Ahnung nicht mehr auszuschließenden oder vielleicht sogar absehbaren Hinscheidens seinen Schubladen und Tresoren vorbereitete Nachrufe anvertraut, um am Tage X unverzüglich präsent zu sein.

Wie jedes literarische Genre verlangt auch der Nachruf eine respektvolle Reverenz vor jenen Merkmalen, die die Gattung bestimmen – als da sind: die genauen Angaben der Lebensdaten; die positive Stilisierung aller Eigenschaften, die dazu beitragen können, die unvergleichliche Individualität des Entseelten zu dokumentieren; die angemessene Spende von Trost, denn nur in der Stunde des Weltuntergangs hat der Tod seinen Schrecken verloren; die nicht exzentrische, aber doch unzweifelhafte Offenbarung von Trauer. Dagegen würde die Äußerung von Freude, verbunden mit dem Hinweis, daß der Verstorbene nicht besser gewesen sei als alle anderen, Anstoß erregen – ein kultureller Habitus, der dazu geführt hat, daß, mehr als bei den sonstigen, offiziellen Feierlichkeiten, am gähnenden Grabe unverschämt geheuchelt und gelogen wird, wofür uns liberale Politik kürzlich vortreffliche Beispiele geliefert hat.

Modelle, zur geflissentlichen Nachahmung bestens geeignet, lassen sich in den Sitzungsbänden des Ordens Pour Le mérite aufspüren, der sich, strukturell naheliegend, längst als bedeutendster Nachrufspezialist für hochrangige Akademiker in deutscher Sprache institutionalisiert hat. Ein mimetischer Entwurf könnte etwa folgendermaßen lauten:

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hat uns plötzlich und unerwartet verlassen. Konstituiert im Jahre 1993, hat sie ihr wissenschaftliches Leben recht eigentlich im Jahre 1994 aufgenommen. Ihre Geburt wurde später durch den Umstand belastet, daß ihr Gründungsakt im nachhinein zugleich als Totenschein für die Gelehrtengesellschaft der soeben aufgelösten Akademie des Ancien Régime gedeutet wurde – ein unsensibler Bürokratencoup, der folgerichtig zu einer betonköpfigen Trotzreaktion der Exmittierten führte. Es kam zur Ausrufung einer bedeutungslos gebliebenen Leibniz-Sozietät Ehemaliger, die sich vergeblich der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bald als Konkurrent entgegenstellte, bald als Partner anzudienen suchte. Mangels bemerkenswerter Themen wob sie eifrig an der beliebten Legende von der angeblichen Verdrängung angeblicher Eliten aus dem Osten mit, eine Legende, die auch nicht dadurch an Realität gewann, daß sie am Ende noch in den Reihen des rot-roten Senats auf Glauben mit budgetären Folgen stieß.

Der Auftrag, welcher der neuen Körperschaft des öffentlichen Rechts seinerzeit in politischen Reden, offiziellen Statements und beiläufigen Hinweisen auf die kurze, aber erfolgreiche Geschichte der vom rot-grünen Senat eliminierten Westberliner Wissenschaftsakademie erteilt wurde, lautete folgendermaßen:
Es solle eine Akademie gegründet werden, die sich durch Prinzipien, Themen und Tempo deutlich von einer Gelehrtengesellschaft unterscheide, und die sich in absehbarer Zeit in der Lage sehen würde, die Aufgaben einer Nationalakademie wahrzunehmen.
Welche Aufgaben dies sein könnten oder sollten, war freilich nirgends festgelegt, und die rechtliche Struktur, die sich die wenig aufmerksamen Gründerväter und -mütter als Verfassung ausgedacht hatten, entsprach in wesentlichen Zügen gerade dem, was angeblich nicht gewollt war: dem biederen Schnittmuster einer professoralen Feierabendgesellschaft.
Dadurch wurde die neue Akademie in eine Lage versetzt, von der jeder mit dem Bau von Institutionen einigermaßen Vertraute weiß, daß sie zu den schwierigsten gehört, denen eine Organisation und ihre Führung ausgesetzt sein kann. Aufbauen, und jeden neuen Stein gleichzeitig gegen die sperrigen alten Brocken setzen und verteidigen zu müssen.
Der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gelang dieses Kunststück. Sie war durch eine hartnäckig und entschieden verfolgte Verfassungs- und Administrationsreform zu einer kleinen, aber flexiblen und schlagkräftigen Einheit geworden, die die Pantoffeln der Gelehrtengesellschaft beiseite gestellt und sich als Arbeitsakademie institutionalisiert hatte.
Der Weg war mühsam, nicht zuletzt deswegen, weil die staatliche Administration – vor allem des Landes Berlin – aufgrund eines bunten Reigens rasch wechselnder Senatoren und Staatssekretäre ein kurzes Gedächtnis zum Wesensmerkmal erhob und sogar im Jahre 2002 nur knapp und eher zufällig davon abgebracht werden konnte, die Merkmale, die sie sich einst zur Unterscheidung ihrer Akademie von anderen Akademien gewünscht hatte, mit der Begründung zu beseitigen, andere Regionalakademien besäßen derlei Merkmale auch nicht.
Weniger erfolgreich war die Akademie hinsichtlich ihrer zweiten, überregionalen Vorgabe. Immerhin gelang es ihr, durch 15 Zusammenarbeitsverträge mit Akademien auf drei Kontinenten international sichtbar zu werden, auch wenn häufig das immer noch überwältigende Prestige einer anderen Regionalakademie, nämlich das der Preußischen Akademie der Wissenschaften, als stiller Gehilfe mit ins Gespräch gebracht werden mußte.
Es gelang der Akademie außerdem, das politische Bewußtsein in den einschlägigen Kreisen der Republik soweit zu schärfen, daß heute eine Lage besteht, in der ungeniert die Frage nach der Notwendigkeit und Nützlichkeit wissenschaftlicher Verantwortung für überregionale, gesamtstaatliche, wissenschaftspolitische Pro-

bleme gestellt und rational diskutiert werden kann, ohne daß, sieht man von Bayern ab, sofort und besinnungslos der föderale Knüppel aus dem Grundgesetz gezogen wird. Inzwischen haben sich sogar aus den Reihen jener Akademiker und ihrer Organisationen, die sich nationale Aufgaben zunächst weder vorstellen konnten noch wollten, Bewerber um die Geschäftsbesorgung ans Licht der Öffentlichkeit gewagt. Das Klima allerdings, das entstanden ist durch die relativ grobschlächtig angesetzte Entflechtungspolitik und die ordnungspolitisch wenig einleuchtende Absicht der Ministerpräsidenten, auf die historisch gewachsenen Gemeinschaftsaufgaben zu verzichten, wird der kreativen Erörterung von Plänen, die von der Wissenschaft präsentiert wurden, nicht unbedingt förderlich sein.

Wer sich fragt, wie die Akademie die zehn Jahre ihrer Existenz unter einem schwerfälligen und dysfunktionalen Namen genutzt hat, wird sich zunächst auf jene gewaltige Menge grundlagen- und hilfswissenschaftlicher Forschungsarbeiten verwiesen sehen, wie sie in analoger Form bei allen Akademien in der Bundesrepublik betrieben und unter dem Stichwort „Evaluation des Akademienprogramms" zur Zeit vom Wissenschaftsrat einer kritischen Inspektion unterzogen werden. Von einem „Programm" kann bei dieser kontingent zusammengewürfelten Masse verschiedenster Unternehmungen aus dem Bereich der lexikalischen und editorischen Wissenschaften und Dokumentationen von der Antike bis heute schwerlich die Rede sein. Zusammengehalten durch nichts als die bilaterale Bund-Sitzland-Finanzierung rechtfertigt sich die Existenz dieses „Programms" im wesentlichen nur dadurch, daß es die einzige Förderinstanz ist, die der Staat der außeruniversitären geisteswissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stellt – ein in bezug auf deren Belange auch in komparativer Sicht (es genügt ein Blick auf Frankreich!) absolut beschämender Zustand.

1994 verwaltete die Akademie 31, fast ausnahmslos aus der aufgelösten Akademie der Wissenschaften der DDR übernommene Vorhaben, die allerdings nur zum geringeren Teil während der DDR-Epoche dort betreut oder entwickelt worden waren, wie etwa die inzwischen weltweit erfolgreich operierende *Marx-Engels-Gesamtausgabe* oder die *Glasmalereiforschung*. Sie waren meistens weitaus älter, wie beispielsweise das *Turfanprojekt* oder das *Altägyptische* oder das *Grimmsche Wörterbuch*, die aber keineswegs die Ältesten sind.

Im Jahre 2003 verwaltete die Akademie immer noch 31 Vorhaben, wenn auch nicht ausnahmslos dieselben. Denn immerhin wurden vier Vorhaben beendet und vier geschlossen, so daß acht andere, teils neu, teils deutlich umstrukturiert, an ihre Stelle treten konnten. Ein Beleg für die Flexibilisierungskraft der BBAW, selbst unter widrigen Umständen.

Diese Kraft zeigte sich auch in dem breit angelegten Entschluß, entsprechend den wissenschaftspolitischen Geboten der Zeit durch Akademieprofessuren die systematische Verknüpfung zwischen außeruniversitärer Forschung und den

Universitäten herzustellen beziehungsweise durch aus den Vorhaben herausgewachsene, fachorientierte Vorlesungsreihen die Akademiearbeit nach außen sichtbar zu machen. Am deutlichsten jedoch dokumentierte sich der Wille zum beweglichen Anpacken an der Forschungsfront in der Gründung einer permanenten Mitarbeiterarbeitsgruppe, die unter dem Akronym Telota allen Vorhaben der Akademie den Anschluß an die digitale Revolution sicherte, Orientierung gewährte und Leitlinien für Aktualität und Nachhaltigkeit entwarf.

Vergleichbar günstig erwies sich die Lage naturgemäß bei jenen Forschungen und wissenschaftlichen Unternehmungen, welche die Akademie nicht aus ihrer Geschichte geerbt, sondern unter ihrem selbst gewählten Signet „Arbeitsakademie" auf den Weg gebracht hatte.

Seit 1994 wurden 22 größere Initiativen durchgeführt, die ihrerseits mehr als 90 Tagungen, Konferenzen und Kongresse produzierten – im Jahresdurchschnitt also mindestens neun.

In diesen zehn Jahren konnten 29 Arbeitsgruppen und interdisziplinäre Projekte generiert werden, von denen 2003 noch 17 liefen und zwölf erfolgreich abgeschlossen worden waren. Am Anfang, 1994, bestanden nicht mehr als vier interdisziplinäre Arbeitsgruppen, die inzwischen längst, nämlich nach der planmäßigen Frist von drei bis vier Jahren, Wissenschaftsgeschichte geworden sind. Manche dieser Aktivitäten, wie die Arbeitsgruppe *Sprache und Recht*, das Vorhaben *Berliner Klassik*, der Kongreß über die Sprachlosigkeit zwischen den Kultur- und den Naturwissenschaften oder die Gruppe *Psychologisches Denken und psychologische Praxis,* entfalteten sich unter breiter internationaler Beteiligung und regem medialen Interesse.

Ein öffentliches Vortragsprogramm wurde entwickelt und aufgebaut. Es begann mit den Akademievorlesungen 1994, zu deren Beginn der Gründungspräsident Hubert Markl noch selbstlos zu einer Handvoll Getreuer sprechen mußte. Inzwischen waren diese Vorlesungen, umzäunt von einem Florilegium aus Ernst-Mayr-Lecture, Besonderer Vorlesung, Akademischer Causerie, Forschungspolitischen Foren, Lesemarathon, Tag der Geisteswissenschaften, Ausstellungen usw. zu einem stark besuchten Element in einem Zentrum interdisziplinärer Unternehmungen geworden.

Viele der genannten Veranstaltungen sind als Meilensteine bei der Erfüllung einer der vornehmsten Aufgaben zu interpretieren, vor die sich die Akademie gestellt sieht: einen niveauvollen, systematischen Dialog mit der nichtwissenschaftlichen Welt zu führen, der, wie wir aus unseren spontanen, aber intensiven Schulvorträgen in Brandenburg gelernt haben, nicht früh genug beginnen kann, wenn er fruchtbar werden soll.

Ihr wissenschaftspolitisches Engagement bewies die Akademie mit dem Tag der Geisteswissenschaften, mit den forschungspolitischen Podien, auf denen mit der

verantwortlichen Ministerin die Leitlinien ihrer Forschungspolitik diskutiert wurden oder durch die Gründung der Jungen Akademie, der ersten nationalen Akademie auf deutschem Boden, die sich über alle Bundesländer erstreckt, alle Disziplinen umfaßt und Künstler und Wissenschaftler zusammenbringt.

Ihr politisches Engagement zeigte die Akademie mit der *Balkaninitiative*, mit Kooperationspartnern wie dem Zeit Forum oder dem (vorwiegend auf die Osterweiterung zielenden) Europäischen Forum sowie durch den Umstand, daß sie zweimal in ihren zehn Jahren die Stimme gegen den Krieg erhoben hat. Sie hat sich gegen das Nato-Bombardement auf dem Balkan gewandt, und sie hat gegen die präventive Suche nach Bedrohungsmaterial die hergebrachten Grundsätze des Völkerrechts in Anschlag gebracht. Natürlich hat sie damit nichts erreicht, abgesehen von der Entdeckung, daß das Völkerrecht, welches schon immer post festum verfaßt wurde, gerade neu geschrieben wird. Aber sie hat sich zivilcouragiert aus dem Elfenbeinturm gelehnt und bewiesen, daß sie sich an der Umschrift der Gegenwart zu beteiligen wünschte.

Von all dem, was der Akademie zugestoßen ist, was geschah, produziert, gedacht, vorgeführt und gesprochen wurde, kann nur das wenigste in einem Nachruf angemessen gewürdigt werden. Man müßte die Jahrbücher konsultieren, von denen das jüngste eben erschienen war, um die Summe der Anstrengungen zur Kenntnis nehmen zu können; man müßte die 27 Circulare durchblättern, um sich von den inneren Konvulsionen und Glättungen der Einrichtung ein schlüssiges Bild zu machen; man müßte die elf Hefte Gegenworte zur Hand nehmen, um zu sehen, an welchen Windungen und Schleifen sich der Disput über Wissenschaft gegenwärtig befindet, und schließlich müßte man einige Regalmeter freiräumen, um der in umfangreichen Studien, Berichten, Sammel- und Tagungsbänden geballten Wissenschaft die schuldige Reverenz zu erweisen.

Damit die Akademie in ihrer 10jährigen Anstrengung langsam den gesetzten Zielen entgegenrudern konnte, war sie auf einen breiten Strom Gutwilliger, Entschlossener und Vertrauensbereiter angewiesen, die ihr Engagement und ihre Investitionen hoffentlich weder jetzt noch in Zukunft bedauern oder bereuen werden. Dazu gehören all jene, denen die Akademie immer wieder ihren Dank ausgesprochen hat: die Mitarbeiter und die Mitglieder, und von diesen wiederum besonders jene liebenswerte Gruppe, die in den verschiedenen Kommissionen gearbeitet hat, sei es, daß wissenschaftliche Betreuung gefragt war oder eine Preisträgerfindung zur Debatte stand, sei es, daß es um internationale Beziehungen, Stipendien, Medaillen oder den Haushalt ging. Die Mittelgeber gehören selbstverständlich dazu und die Drittmittelgeber erst recht, das Collegium pro Academia und die selbstlosen individuellen Förderer, Mäzene und Sponsoren.

So war doch tatsächlich eine, wie man in anderem Zusammenhang früher des öfteren hören konnte, „blühende Landschaft“ in der Mitte der Stadt entstanden;

blühend nicht zuletzt deshalb, weil es gelang, schrittweise die alte Hülle am Gendarmenmarkt zu renovieren und das Innere des stellenweise sogar gefährlich bedrohten Gebäudes zu sanieren, alte Gerüche zu vertreiben und mit dem Leibniz-Saal endlich eine den Aktivitäten angemessene Provinz zu besetzen. Blühend auch deshalb, weil Vorhaben, Arbeitsgruppen, Mitgliedern, Gästen (mit Mitarbeitern und Studenten oder ohne) im Thymenschen Winkel in Blankensee eine Tagungsstätte und ein gedankenförderlicher Erwägungsort geboten wurde, der, ohne jemals finanziell selbsttragend werden zu können, als Brandenburgischer Hauptbeitrag wesentliche Hilfestellung leistete zur gesunden intellektuellen Luft in der Akademie.

Für diesen Erfolg war der personelle Aufwand insgesamt eher bescheiden. Die Zahl der an der Akademie Beschäftigten hatte sich im wissenschaftlichen Bereich in den fraglichen zehn Jahren nur geringfügig verändert, nämlich durch den unwesentlichen Anstieg von 160 auf 168 Köpfe; in Archiv und Bibliothek war sie deutlich von 43 auf 33 gesunken, während sie in der Administration durch die Vermehrung um 27 Personen, von 33 auf 60, um rund 80 % emporschnellte.

Die Gründe für diesen starken Zuwachs sind bemerkenswert, weil sie als Dokument für den institutionellen Fortschritt der Einrichtung gelesen werden können. Denn drei dieser Mitarbeiter bildeten die Geschäftsstelle der Jungen Akademie, acht administrierten den Nationalen Ethikrat, vier waren das EDV-Team, zwei standen für die Gesamtmenge der Publikationen zur Verfügung, vier betreuten die Tagungsstätte Blankensee und die letzten drei kümmerten sich um das erweiterte Veranstaltungszentrum in der Jägerstraße.

Parallel und synchron zu diesem singulären Aufblühen und Aufschwung der Akademie ereignete sich allerdings in ihrer Umwelt generelles Verdorren und rascher Abschwung.

Gemeint ist der langsame Niedergang und schließliche Verfall der staatlichen Haushalte. Das Land Berlin, ohnehin in Ost und West seit langem gewöhnt, weit über seine Verhältnisse zu leben, leistete sich, das allgemeine Länderelend noch übertreffend, zum Abschluß einen saftigen Korruptionsskandal und steht seither unter der Kuratel eines grimmigen Finanzsenators, der während seiner Sanierungsbemühungen zwar gelegentlich zähneknirschend darauf hinweist, daß ihm das staatliche Rechnungswesen und die Verbetriebswirtschaftlichung unserer Welt nicht als letzte Erfüllung seines Daseins vorschweben, weil es noch einen Sarrazin ganz anderer Art hinter dem real existierenden Sarrazin gebe.

Der Andere durfte jedoch bislang leider nicht zum Vorschein kommen, so daß die Akademie nicht in Erfahrung bringen konnte, ob dieser vielleicht in der Lage gewesen wäre, die Vorgaben des Bundes bei der Bund-Sitzlandfinanzierung zu bedienen, die nicht realisierten Arbeitsgruppen und Initiativen zu ermöglichen,

die Stipendien für Nachwuchsforscher zu sichern, Planungsschocks zu vermeiden und die Vollsanierung der Gebäude zu bewilligen.
Es muß zu dieser Zeit der Krise und des beginnenden Chaos gewesen sein, als dem Vernehmen nach dem Akademiepräsidenten bei einer Meditation in seinem Arbeitszimmer an der Wand eine brennende Schrift erschien, die da lautete: „Lächele und sei froh, denn es könnte schlimmer kommen". Er lächelte und war froh und es kam schlimmer. Am 5. August 2003 erreichte der akademische Schrumpfungsprozeß die Marke Null. Die Akademie verschied.
Soweit der erwähnte, schubladengesicherte Nachruf.
Sein Glanz wird gewiß ein wenig dadurch getrübt, daß nach dem schon angedeuteten, uns von Diogenes Laertius überlieferten Postulat der Alten (de mortuis nihil nisi bene!) die dunklen Flecken beseitigt und alle Schatten aufgehellt werden mußten. Ein zweiter Mangel besteht in dem Umstand, daß über die letztendliche Todesursache prospektiv nichts Vernünftiges ausgeführt werden kann, so daß einige leere Zeilen am Ende noch unbeschrieben reserviert bleiben müssen.
Es gibt allerdings Verschiedenes, was dort in Kürze stehen könnte:
Zum Beispiel, daß die ständige, liebevolle, nicht schuldhafte, aber gleichwohl eindeutige Unterfinanzierung der Einrichtung durch die verantwortlichen Finanzierungsträger statt zu dem erwünschten und auftragsgemäßen Auf- und Ausbau der Akademie zu deren allmählicher Auszehrung und Blutarmut geführt habe, so daß sie, von den Zuständigen aufgegeben und von Bedeutungslosigkeit bedroht, unter leisen Seufzern unversehens kollabiert und von der Bildfläche verschwunden sei.
Oder –, daß der Wissenschaftsrat zur allgemeinen Verblüffung sich aus seiner zaghaften Zögerlichkeit aufgerafft und, wenn schon unfähig, Großes und Patriotisches, wie die kanzleramtsähnliche Gründung einer nationalen Akademie zu empfehlen, wenigstens Bescheidenes und Pragmatisches vorgeschlagen habe, wie die Wahrnehmung der entsprechenden wissenschaftspolitischen Aufgaben durch die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, so daß, in Erfüllung dieses Auftrages, die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften sich auflösend untergegangen sei in einer von eigener Forschung befreiten Institution der Repräsentation, der Beobachtung, der Organisation, Vermittlung und Bewachung der Wissenschaft.
Oder –, daß der Bund, eingedenk seiner Verpflichtungen, die er als föderale Zusammenfassung aller Föderierten sowohl nach innen als auch nach außen gegenüber seiner Hauptstadt hat, die Zeichen der Zeit erkennend, Akademie der Künste und Akademie der Wissenschaften in seine starken Arme genommen und aus beiden, deren Gegenstände ohnehin schon lange aufeinander zustreben, eine Deutsche Akademie der Kunst und der Wissenschaft geformt habe, damit diese sich kooperativ an der kulturellen Bildung Europas beteilige, sei es nun ein

zweikerniges, vielkerniges oder kernloses, und beginne es und ende, wo immer es wolle.
Oder –, daß der Bund, eingedenk seiner Verpflichtungen, die er nicht bloß formal, sondern auch inhaltlich hat, seine symbolische Förderung der Geisteswissenschaften durch das sogenannte Akademienprogramm eingestellt und in eine echte Unterstützung transformiert habe, um auf diese Weise den Hütern der Metapher und den Verwaltern der großen Erzählung jenen Rang zu sichern, der ihnen gebührt, so daß die Akademie, eingedenk und aufgrund ihres gewaltigen geisteswissenschaftlichen Potentials jenseits zombiefizierter „Programme" als Großforschungseinrichtung der Geisteswissenschaften eine neue, andere Existenz begonnen habe.
Wie auch immer, bald werden wir wissen, womit die Leerstelle zu füllen ist. Es sei denn, die Schublade bleibt verschlossen. Dann leben wir weiter, warten melancholisch auf den Kollaps, umarmen anstelle eines Droschkengauls in Turin den armen Herrn Flierl in Berlin, und werden wie Friedrich Nietzsche am ersten Tag nach unserem Zusammenbruch auf einen Zettel schreiben:
„Singe mir ein neues Lied. Die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich."

Künstler der Festveranstaltung

Konzert der „17 Hippies“

gegründet:
1995 als Trio, inzwischen 15 bis 23 Musiker

Besetzung:
Akkordeon, Banjo, Bratsche, Cello, Drehleier, Dudelsack, Flöten, Geigen, Gitarre, Klarinetten, Kontrabaß, Mandoline, Maultrommel, Nasenflöte, Percussion, Posaunen, Trompete und Ukulele

Repertoire:
Weltbeeinflußte Musik, die die Energie des Rock ’n’ Roll, die Improvisation des Jazz, die Klangfülle der Klassik und das Tanzbare des Folk vereint.

17 Hippies gut dreißig Jahre jenseits ihrer Zeit – und das, ohne den Anflug von Akklimatisierungsproblemen im ihnen fremden Jahrzehnt, gar Jahrtausend aufzuweisen. Weit entfernt von dem Vorwurf, ihr Verfallsdatum überschritten zu haben, avancieren sie seit 1995 zu dem, was das Neudeutsche vielversprechend „Kultband" nennt und damit Originalität gepaart mit Popularität bezeichnet. Daß sie ihr Handwerk verstehen, beweisen sie mit jedem Live-Konzert aufs neue und tragen dabei ihr musikalisches Können weit über die Bühnen Europas hinaus. Sie nutzen Clubs, Festival-Bühnen oder den Film als Kanäle, um das Publikum von Texas bis Budapest mit ihrer Musik zu erreichen. Seit seinem Bestehen gab das Orchester fast tausend Konzerte in Deutschland, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Italien, Ungarn, Österreich, Tschechien, Rußland und den USA.

Im Oktober 2002 veröffentlichten die „17 Hippies" mit dem Soundtrack zum Film „Halbe Treppe" von Andreas Dresen ihren dritten Longplayer. Der mehrfach preisgekrönte Kinofilm (u.a. Deutscher Filmpreis in Silber, Silberner Bär der Berlinale) lockte seither über eine halbe Million Zuschauer in die Kinos und wurde in über 13 Länder verkauft.

Die erwähnten Live-Konzerte liegen den „17 Hippies" ebenso am Herzen wie ihr Beitrag zu Filmmusiken, die Zusammenarbeit mit anderen Musikern oder das von ihnen initiierte Projekt „Sexy Ambient Hippies", bei dem sie gemeinsam mit Gästen der House-, Ambient- und Elektronikszene ihre Musik live auf der Bühne um neue klangliche Dimensionen erweitern.

Ihr jüngstes Vorhaben führte sie im Sommer 2003 als „Hardcore Trobadors" mit der Band „Les Hurlements d'Léo" aus Bordeaux für gemeinsame Aufnahmen ins Studio. Ergebnisse dieser Zusammenarbeit werden noch dieses Jahr zu hören und zu sehen sein.

Informationen unter
http://www.17Hippies.de